

Das Fremde

Die Fremdheit begegnet uns psychologisch und sozial auf zwei Weisen. Die erste Art der Fremdheit ist die des Nicht-Ich und des Nicht-Wir, also der anderen Person oder Gruppe. Die zweite Art der Fremdheit ist etwas schwieriger zu beschreiben. Sie ist die eigene Andersheit, d.h. der unbekannte, bewusst oder unbewusst abgewehrte Bereich des individuellen und kollektiven Selbst. Dieses Fremde ist das, was wir nicht sein wollen, was wir bestreiten zu sein und tatsächlich meistens auch nicht sind, jedenfalls nicht äußerlich bemerkbar. Es ist das, was als das Gegenbild unserer individuellen und kollektiven Identität aktiv wird, sobald der auslösende Umstand eintritt, immer überraschend. Es ist das, was unser Selbstbild verwirrt, verunstaltet, demütigt.

Dieses Eigen-Fremde, dieses Nicht- Ich und Nicht-Wir im Ich und Wir, ist in der Psychologie und Soziologie hinlänglich bekannt. Es ist als Phänomen neben der Rolle der Sexualität in der Entwicklung des Kindes der zweite Fokus der Freud'schen Psychoanalyse. In der Massenpsychologie ist es das, was meist mit Schauer und Abscheu als die Monstrosität der Masse beschrieben wird, die Entfesselung rasender Unvernunft und Gewalt. Freud hat mit der Psychoanalyse auch ein Modell des Zusammenhanges zwischen dem akzeptierten Ich und Wir und dem zweifach verdrängten Eigen-Fremden geliefert: Das Bewusste muss das Unbewusste als Es in Schach halten, der Tag muss so tun, als gäbe es keine Nacht, und es muss das Über-Ich als Teil des Ich hinnehmen, obwohl es nicht Ich ist. Das Ich steht schwer bedrängt zwischen den beiden Fronten des Nicht-Ich. Die Gesellschaft steuert die Mechanismen bei, wie dies zu funktionieren habe, und das ist wiederum der Kern dessen, was bei Freud das Unbehagen an der Kultur auslöste. Dabei war ihm klar, dass es nicht einfach um die Emanzipation des Eigen-Fremden, der verdrängten Triebhaftigkeit gehen kann. Denn Gesellschaft wäre keine solche mehr, wenn die Triebe nicht der Disziplinierung durch das Kollektiv unterworfen werden. Doch der Preis dieser Kultivierung ist hoch. Der Mensch wird häufig irre daran, unglücklich, neurotisch, verrückt.

Wie aber ist das Verhältnis dieser beiden Fremdheiten, des Eigen-Fremden und des tatsächlich Anderen beschaffen? Das wurde selten thematisiert. Die fremde Kultur und ihre Mitglieder wurden meist einfach als schlichte Tatsache der Fremdheit hingestellt. Zu dieser tatsächlichen Andersheit tritt aber meistens noch eine Wertung hinzu: Wenn du oder ihr schon anders seid als ich und wir: Wer von uns ist dann besser? Man könnte nun meinen, das müsse nicht unbedingt entschieden werden: Belassen wir es doch bei der Verschiedenheit. Damit geben sich die Menschen allerdings selten zufrieden. Sie konkurrieren, sobald die Ressourcen knapp werden, und die Macht ist immer knapp. Infolgedessen werden die Anderen nie in Ruhe gelassen. Die einfache Konkurrenz um Macht und Materielles verlangt aber noch nicht nach Abwertung des Anderen, auch wenn dies oft als bequeme Rechtfertigung von blankem Egoismus eingesetzt wird. Neben der Ressourcenknappheit tritt hier noch ein weiteres dynamisches Moment hinzu, das die Situation verschärft. Es entspringt dem Zusammenhang zwischen dem Eigen-Fremden und dem tatsächlichen Anderen. Das Eigen-Fremde produziert nämlich eine ständige Abwehr gegen die Desintegration des Selbst in die Mannigfaltigkeit all dessen, was wir nicht sein wollen und auch nicht sein dürfen. Diese Abwehr ist ein starkes Handlungsmotiv in unserem individuellen und kollektiven psychischen Apparat. Sie wird auch angesprochen, wenn wir dem real Anderen begegnen: Auch die realen Anderen erscheinen uns als ein Risiko unserer Integrität, d.h. als Gefahr der Desintegration. Deshalb neigen wir dazu, es zu bekämpfen und rechtfertigen seine Unterdrückung mit der Behauptung, es sei schlecht oder zumindest schlechter als wir selbst, weil wir fürchten, sonst unser Selbst zu verlieren.

Diese Art der Abwehr der realen Anderen setzt im Kern auf dessen Abwertung. Wir *wollen* die Anderen nicht akzeptieren, weil dies – neben aller ohnehin realen Ressourcenkonkurrenz – mit dem scheinbar unvermeidbaren Reflex zu Erhaltung des eigenen Ich und Wir zur virtuellen Reinigung vom ‚Schmutz‘ des unbewussten Es, aber auch mit den unbequemen Defiziten des unerfülltem Über-Ich angeblich unvereinbar ist.

Wie lässt sich dieser Teufelskreis durchbrechen? Wohl nur durch die Anerkennung der Möglichkeit, dass die Grenzen des eigenen Ich und Wir gegen das Andere offen sind, unklar, unscharf. Das Eigen-Fremde ist *keine* existenzielle Bedrohung unseres individuellen und kollektiven Selbst, sondern eine Erweiterung unserer Ressourcen, wenn auch eine gefährliche. Dies bedeutet einen Entwicklungsschritt in Richtung Einlassung auf das Unbekannte in und außerhalb von uns, mit dem wir uns anfreunden können, wenn wir jeweils situativ darauf achten, dass es nicht zu wild, nicht zu zerstörerisch wird. Und siehe da: So schnell verlieren wir uns gar nicht.